

1.5 Grundlegung der Sozialpastoral im Vatikanum II

Interview mit Michael Schüßler

1. Welche Rolle spielt das Zweite Vatikanische Konzil in Ihrer Biografie? Welche Bedeutung hat es für Sie als Theologe?

Ich bin 1972 geboren. Das Konzil war für mich zuerst einmal ein historisches Ereignis. Ich war nicht „live“ dabei. Es hört sich komisch an. Aber das änderte sich, als ich in den 1990er Jahren zum Studium der Theologie nach Bamberg kam. Meine theologischen Lehrer – Ottmar Fuchs, dann Rainer Bucher und auch der emeritierte Würzburger Fundamentaltheologe Elmar Klinger, den ich über den „Feuersteinkreis“ kennen lernte – ließen das Konzil für mich quasi neu zum Ereignis werden. Mir wurde klar: Das, was meinen Glauben und mein Kirchenverständnis ausmacht, ist wesentlich durch das II. Vatikanum eröffnet und geprägt worden.

Der Volk-Gottes-Begriff sprengte die Idee, Kirche wären nur die geweihten Amtsträger oder die Sonntagskirchgänger. Der Auftrag des Konzils, die Zeichen der Zeit zu erforschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten, machten es mir möglich, zugleich in der Gegenwart zu leben und dabei katholisch zu bleiben. Mit „Aggiornamento“ des Konzils wurde klar: Die Gegenwart ist ein Ort der Entdeckung und Bewährung des Evangeliums, keine Bedrohung. Insofern kann man sagen, dass es mich ohne die Entdeckungen des Zweiten Vatikanische Konzils so nicht geben würde: als

akademischen, nicht-geweihten Theologen; als Teil eines Volkes Gottes, das herausgefordert ist, „Zeichen und Werkzeug“ für das Heil von Welt und Mensch immer erst auch noch zu werden. Es ist deshalb die Basis meiner theologischen und pastoralen Arbeit.

Zugleich wird mir immer mehr klar, dass wir heute diesen Aufbruch nicht selbst wieder im schlechten Sinn dogmatisieren dürfen. Es geht nicht nur darum, bestimmte Texte als ein für alle Mal „gültig“ zu verteidigen. Das Vatikanum II ist keine Fahne der Erneuerung, die man einfach vor sich hertragen kann, sondern ein (sozial)pastorales Navigationsgerät, das man in der und für die Gegenwart nutzen sollte.

2. Welchen Dokumenten des II. Vatikanums messen Sie besondere Bedeutung zu? Im Blick worauf resultiert aus Ihrer Sicht diese Bedeutsamkeit?

Ich möchte mich auf zwei Dokumente beschränken. Wie Elmar Klinger immer betont, hat das II. Vatikanum zwei Kirchenkonstitutionen verabschiedet, auch wenn nur eine diesen Titel trägt, nämlich *Lumen gentium* (LG). Ein zweites Dokument handelt ebenfalls vom Selbstverständnis der Kirche, nur von den Problemen der Menschen her gedacht. Es ist die Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* (GS). Beide haben mit der Bezeichnung „Konstitution“ den höchsten Rang lehramtlicher Aussagen des Konzils. Und beide Dokumente haben große Bedeutung für die Grundlegung der Sozialpastoral.

In der Kirchenkonstitution *Lumen gentium* sagt die Kirche, wie sie sich selbst versteht. Dort wird das dogmatische Selbstverständnis verhandelt. Es ist spannend zu sehen, wie das geschah. Es gab einen langen Streit und dann eine wegweisende Entscheidung. Gestritten wurde darum, ob Kirche zuerst als eine hierarchische, in Stände untergliederte Pyramide zu verstehen sei, oder ob dem nicht die Gemeinschaft aller Gläubigen und letztlich die göttliche Berufung aller Menschen guten Willens vorzuordnen sei. Die wegweisende Entscheidung zeigt sich beim Blick in die Texte: Die Konzilsversammlung hat das Kapitel über das „Volk Gottes“ den anderen Abschnitten vorangestellt. Zum Volk Gottes gehören „alle Menschen überhaupt, die durch die Gnade Gottes zum Heile berufen sind“ (LG 13). Erst danach handelt das Konzil von der hierarchischen Verfassung und den abgrenzenden Unterscheidungen in Priester, Laien und Ordensleute. Das heißt: Die Gnade und Barmherzigkeit Gottes ist größer, als die kirchlichen Unterscheidungen es ausdrücken können.

Vor allem im 8. Kapitel findet die Sozialpastoral der Kirche einen Ankerpunkt.

„Christus wurde vom Vater gesandt, ‚den Armen frohe Botschaft zu bringen, zu heilen, die bedrückten Herzens sind‘ (Lk 4,18), ‚zu suchen und zu retten, was verloren war‘ (Lk 19,10). In ähnlicher Weise umgibt die Kirche alle mit ihrer Liebe, die von menschlicher Schwachheit angefochten sind, ja in den Armen und Leidenden erkennt sie das Bild dessen, der selbst ein Armer und Leidender war. Sie müht sich, deren Not zu erleichtern und sucht Christus in ihnen zu dienen“ (LG 8).

In der zweiten Kirchenkonstitution beantwortet das Konzil die Frage, was die Kirche über ihr Verhältnis zur Welt und zu den Menschen zu sagen hat. Dieses Verhältnis wird „pastoral“ genannt. Die zweite Kirchenkonstitution ist also die Pastoralkonstitution *Gaudium et spes*.

3. *Worin sehen Sie die spezifische Relevanz der Pastoralkonstitution Gaudium et spes? Worauf bezieht sich diese Relevanz?*

Gaudium et spes hat eine paar ganz wichtige Perspektiven für kirchliches Handeln heute entwickelt. Der programmatische erste Satz lautet

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“.

Und weiter: „Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“ (GS 1). Zwei Aspekte sind entscheidend. Nach diesem Satz kann sich die Pastoral der Kirche keine Entsolidarisierung mit den Lebensproblemen der Menschen mehr leisten. Kirche ist kein „rein“ zu haltender Bereich des moralisch überlegenen Lebens oder der exklusiv richtigen Religion. Die heutigen Freuden und Hoffnungen, die Trauer und drängenden Ängste dürfen um des Evangeliums willen gerade nicht von Kirche, Kanzel und Altar ferngehalten werden. Kirche muss sich umgekehrt genau diesen Existenzproblemen der Menschen ihrer jeweiligen Gegenwart aussetzen. Nur darin lässt sich entdecken, wer der Gott Jesu heute für uns ist.

Zum zweiten fällt auf, dass es vom Evangelium her nicht so sehr um allgemeine Befindlichkeiten geht. Die Solidarität der Kirche mit den Menschen von heute hat eine Perspektive. Es geht nämlich besonders (also nicht nur, aber im Zweifel zuerst) um die Existenz armer und bedrängter Menschen. Das pastorale Handeln findet seine Mitte in der Aufmerksamkeit für Existenzen am Rand. Keine Person ist vom universalen und bedingungslosen Heilswillen Gottes ausgeschlossen. Damit ist eine Spur eröffnet, die heute in der diakonischen Praxis als Inklusions- und Diversity-Perspektive vielleicht in ihren Konsequenzen erst richtig erkannt wird. Der universal-inklusive Heilswille Gottes wird gerade dadurch bezeugt, dass

jene Menschen als von Gott her zugehörig behandelt werden, die sonst aus vielen oder sogar allen sozialen Teilhabemöglichkeiten herausgefallen sind. Damit ist nicht gesagt, dass Reiche und die Eliten der Gesellschaft in der Kirche keinen Platz hätten. Aber dieser Platz kann nicht wie sonst von ihnen selbst definiert werden. Er wird vom Evangelium her definiert. Was das für die Kirche heißt, brachte Kardinal Arns auf den Punkt: „Selbstverständlich gehe ich auch zu den Reichen, aber ich komme zu diesen, nachdem ich bei den Armen war. Ich besuche die Reichen von den Armen her.“

Ein weiteres wichtiges Konzept ist bekanntlich die Rede von den Zeichen der Zeit. In *GS 4* heißt es:

„Zur Erfüllung dieses ihres Auftrags obliegt der Kirche allzeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten. So kann sie dann in einer jeweils einer Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander Antwort geben“.

Zunächst fällt auf, dass Kirche hier nicht als überzeitliche Institution von Ewigkeit zu Ewigkeit vorgestellt wird. Kirche hat einen Auftrag für die und in der Gegenwart, nämlich den Menschen problembezogene Antworten auf ihre Existenzfragen zu geben. Dazu muss sie die Zeichen der Zeit erkennen. Was sind solche Zeichen? Es handelt sich um säkulare Probleme, bei denen die Lebenschancen von Menschen auf dem Spiel stehen. Johannes XXIII. nannte zur Zeit des Konzils etwa die Situation der Arbeiter, die neue Stellung der Frau in der Gesellschaft, das Zusammenwachsen der Welt nach dem Kolonialismus und die freiheitlichen Menschenrechte. Es muss allerdings nicht immer das große Rad gedreht werden. Auch die entwurzelten Jugendlichen im Stadtteil oder die Auffangstelle für Flüchtlinge können für die Kirche vor Ort zum Zeichen der Zeit werden.

Was ist also die spezifische Relevanz von *Gaudium et spes*? Vielleicht sind es nicht so sehr die konkreten Antwortversuche auf die damaligen Zeichen der Zeit. Sie erscheinen mit historischem Abstand zwar nicht als falsch, aber notwendigerweise als zeitgebunden. Dass aber zeitgebundene, veränderliche Aussagen in einem dogmatischen Text der Kirche überhaupt konstitutiv vorkommen dürfen, ist das verblüffend Neue. Die aktuellen, drängenden Konstellationen werden zu Orten von Theologie und Kirche. Die immer neuen biographischen und gesellschaftlichen Bruchstellen sind entscheidende Anlässe für das christliche Zeugnis. Die Entdeckung, dass sich dieses Zeugnis mit den Problemkonstellationen selbst immer wieder

erneuern muss, um seiner befreienden Herkunft treu zu bleiben, hat bleibende Qualität.

4. Welche Bezüge sehen Sie zwischen GS und Sozialpastoral? Worin liegen Unterschiede? Wie können sie fruchtbar gemacht werden?

Gaudium et spes und die Konzepte einer Sozialpastoral sind von den gleichen Wurzeln her entstanden. Es sind die Neuaufbrüche in der Kirche, die sich um die Mitte des 20. Jahrhunderts vor allem im französischen Raum in neuer Weise pastoral auf die Alltagsprobleme der Menschen einlassen: die „Pastorale d'ensemble“ um Ferdinand Boulard, die Arbeiterpriester in den Fabriken, der Dreischritt „Sehen – Urteilen – Handeln“ aus der Arbeiterjugend um den späteren Kardinal Joseph Cardijn.

Was hier entdeckt wird, entfaltet seine ganze Kraft dann auf der anderen Seite des Atlantiks. Während sich Europa von der Zerstörung durch zwei Weltkriege erholt, ist der Alltag in Lateinamerika von Armut und Verelendung geprägt. Wer sich diesen Alltag nicht vom Leib hält, sondern sich ihm aussetzt, entdeckt im Evangelium die Option für die Armen. Bischöfe wie der Vorsitzende der brasilianischen Bischofskonferenz Dom Helder Camara setzten sich entschieden dafür ein, dass die weltweite Armut zu einem Hauptthema des Zweiten Vatikanischen Konzils gemacht werden müsse. Das ist nicht passiert. Aber die Interventionen haben ihre Spuren vor allem in einem Dokument hinterlassen: in *Gaudium et spes*. So wie die Arbeiterpriester das sakrale Machtzentrum, den Altar, verlassen und sich dem Dienst an der grauen Fließband-Welt ausgesetzt haben, so wie Bischöfe in Lateinamerika ihre Paläste zu den armen Menschen hin verlassen haben, so formuliert *Gaudium et spes* diesen pastoralen Ortswechsel (Christian Bauer) auf lehramtlicher Ebene:

„Dabei bestimmt die Kirche kein irdischer Machtwille, sondern nur dies eine: unter Führung des Geistes, des Trösters, das Werk Christi selbst weiterzuführen, der in die Welt kam, um der Wahrheit Zeugnis zu geben; zu retten, nicht zu richten; zu dienen, nicht sich bedienen zu lassen“ (GS 3).

Gaudium et spes ist deshalb das entscheidende kirchliche Dokument, mit dem die Praxis der Sozialpastoral höchst lehramtlich auf festem kirchlichen Boden steht.

So schien es jedenfalls lange. Dieser Boden ist jedoch nicht für immer zementiert – wie es unsere Lebenswelt nicht ist, und wie sich *Gaudium et spes* selbst auch gar nicht versteht. Die sozialpastorale Praxis muss sich heute neuen Problemen und Konstellationen stellen. Damit verändert sich zugleich die Bedeutung der lehramtlichen Texte. Das Ereignis von *Gaudium et spes* bestand ja darin, auf der Basis der damaligen säkularen Heraus-

forderungen, der sich die Menschheit insgesamt gegenüber sah, evangeliumsgemäße Antwort- und Handlungshorizonte der Kirche zu eröffnen. Es ist handelt sich also um eine öffnende, prophetische Perspektive, nicht um einen begrenzenden Rahmen. Man darf deshalb heute im Sinne eines „Aggiornamento der Solidarität“ über das hinausgehen, was in den Konzilsdokumenten dargelegt ist, weil es strukturell genau dazu auffordert. Der Dominikaner und Konzilstheologe Marie-Dominique Chenu hielt das Konzil deshalb schon 1975 im Sinn eines immer neuen, prophetischen Neubeginns für überholt: Es „ruft ... selbst dazu auf, es zu überholen“. Und Jon Sobrino schrieb vor kurzem: „Es kann nicht darum gehen, zur Vergangenheit zurückzukehren, sondern nur darum, zu den Armen und Unterdrückten zurückzukehren“.

5. Was würde sich dadurch theologisch und praktisch verändern?

Was würde sich damit also verändern? – Das Konzil würde uns dazu auffordern, die Theologie und Praxis der Sozialpastoral von den Problemen und Hoffnungen unserer Gegenwart her neu zu entwerfen. Was heißt das? – In der Befreiungstheologie und in der starken Sozialpastoral der 1980er Jahre, wie sie Norbert Mette und Hermann Steinkamp in Deutschland vertraten, war die Diakonie in ein Gesamtprojekt zur solidarischen Umgestaltung von Kirche und Gesellschaft eingebunden. Man verstand sich als Keimzelle einer neuen Kirche und einer neuen Gesellschaft. Und wie in den Wachstumsgleichnissen sollte aus diesen diakonischen Aufbrüchen ein grundsätzlicher Neuanfang werden, der nicht alles, aber doch ziemlich viel verändert. Gemeinden sollten politisch werden und der Caritasverband sollte nicht nur die unter das Rad Gefallenen verarzten, sondern dem Rad selbst in die Speichen fallen (Dietrich Bonhoeffer). Irgendwie war im Hintergrund immer die Idee, man könnte mit seinem Engagement am Reich Gottes bauen wie an der lebendigen Gegenkathedrale „der Armen“ zu den zerstörerischen Mächten und Gewalten.

Vieles davon ist heute nicht mehr plausibel, weil die Gesellschaft heute eine andere ist. Das Leben in der Gegenwart scheint situativer, offener, in jedem Fall aber weniger gewiss. Die Vergangenheit bietet keine Sicherheit mehr und die Zukunft hat ihre utopische Kraft verbraucht. Nicht nur wegen PC und Smartphone leben wir heute quasi in „Echtzeit“: Mit jedem Ereignis ist alles anders, aber nicht zwangsläufig neu und womöglich auch gar nicht besser. In Tunesien verbrennt sich ein Gemüsehändler und der arabische Frühling beginnt; Fukushima zwingt die Kanzlerin zum Atomausstieg, und die Occupy-Camper an der Wall-Street machen Kapitalismuskritik wieder salonfähig. Dass der Auslöser dafür enteignete Hausbe-

sitzer waren, die ihre Kredite nicht mehr zahlen konnten, und plötzlich auf der Straße standen, weist auf neue Existenzrisiken hin.

Die gegenwärtig ausgeschlossenen Menschen sind nicht einfach nur arm. Sie werden nämlich nicht einmal mehr ausgebeutet oder unterdrückt. Demente Senioren und schnorrende Straßenkinder sind für die Innenbereiche der Gesellschaft schlicht überflüssig. Mit Ausgeschlossenen ist keine „Befreiung der Armen“ zu machen. Sozialpastoral hat es heute meist mit Menschen zu tun, deren Existenz aus unterschiedlichen Gründen auf das „nackte Leben“ reduziert ist.

Das diakonische Engagement der Kirche verliert damit das ehemals feste Koordinatensystem der klaren Gegensätze. Es muss sich immer wieder neu den Gefährdungen des Lebens aussetzen. Und zwar ohne dass man schon vorher weiß, ob und wie es dem Anderen helfen und was es für mich selbst persönlich (und spirituell) bedeuten wird. Das kommende Ereignis, der jeweils nächste Schritt in einem unsicheren Gelände werden zum neuen Entdeckungshorizont des Evangeliums und seiner diakonischen Dimension.

Wenn ich recht sehe, wird dabei nur selten die Frage gestellt, was diese Veränderungen in den konkreten Praktiken und Sozialformen des Diakonischen für die Rede von Gott heißt. Die Funktion der Theologie in der gemeindlichen wie in der verbandlichen Sozialpastoral scheint vor allem ein kirchenamtlicher Rechtfertigungsdiskurs zu sein: Es geht um kirchliche Auftragsvergewisserung. Vielleicht wären aber die sozialpastoralen Orte und Netzwerke in ihrer eigenen theologischen Kraft wieder stärker zu entdecken.

Weil sich die Praxis der Sozialpastoral verändert, zeichnet sich von dort her eine theologische Neumatierung ab. Die Motivation für diakonisches Engagement hat sich verändert. Sie liegt nicht mehr so sehr in der Umsetzung einer als richtig empfundenen Theologie. Wenn ich recht sehe, drückt sich in der oft nüchternen diakonischen Praxis folgende Botschaft aus: Wer heute der festen Überzeugung ist, mit seinem Engagement an der fortschreitenden Verwirklichung des Reiches Gottes zu bauen, überschätzt pastoral seine Möglichkeiten und trivialisiert theologisch die Unverfügbarkeit Gottes. Die diakonische Kraft des Evangeliums entsteht viel eher aus der Konfrontation mit konkreten Menschen, mit Situationen, in denen Menschen ausgegrenzt, verletzt oder auf ihr nacktes Leben reduziert werden. Da braucht es keine spirituelle „Über-Ich-Verschärfung“, um sich am je eigenen Ort für das Wohl des Anderen einzusetzen. Die Motivation liegt in den Ereignissen selbst. Gott ist nicht der, der uns unter Zugzwang setzt, sondern es sind die entwürdigten und beschämten Menschen, es ist die de-

struktive Kraft von politischen und ökonomischen Mechanismen. Das Evangelium stellt keine zusätzlichen, religiös begründeten Forderungen an uns. Es geht allein um das Wagnis, sich vom beschädigten Leben mit all seinen Abgründen berühren und sich von daher verändern zu lassen – alles andere wird uns dazugegeben.

Vielleicht ist eine schöpfungstheologische Wende diakonischer Theologie nötig, die keine der diakonischen Optionen aufgibt. Schöpfung meint hier nicht Ökologie, sondern die Haltung, in noch so aussichtslosen Situationen mit dem Geschenk eines Neubeginns zu rechnen. Der dänische Theologe Knud E. Løgstrup schreibt:

„Gott fordert nichts anderes als das, was er selbst gibt. Das ist der Grund, warum in Jesu Verkündigung die Forderung keine Grenzen für sich selbst entwirft. Jedes Wort und jede Tat, die dem anderen zunutze ist, hat der Einzelne geschenkt bekommen, weil ihm das Leben selbst mit seinen Möglichkeiten ... geschenkt worden ist.“

6. Welche Widerstände erwarten Sie dabei? Welche Faktoren und Kräfte könnten sich als förderlich erweisen?

Widerständig ist das vor allem gegenüber den Versuchen, die katholische Kirche wieder als unverwundbare, mächtige Institution der allein wahren Religion zu etablieren. Von den vielfältigen Orten der Sozialpastoral her wird deutlich, dass es im Christentum weder um religiöse Macht noch um überlegene Unverwundbarkeit geht, sondern um das oft ganz alltägliche und auch ohnmächtige Zeugnis für die Barmherzigkeit Gottes.

Widerständig ist es aber auch zu den starken Traditionen der Sozialpastoral, gegenüber denen unser Engagement oft so schwach und begrenzt daherzukommen scheint. Genau hier liegt ein großer Teil der Verlust Erfahrung, die man als Theologe oder Theologin manchmal spürt. Doch jenseits der Trauer um eine verlorene Konstellation formiert sich heute weiterhin allerorten diakonisches Engagement: personal oder professionell oder politisch. Es hisst nicht mehr so oft die Flagge von „Befreiungstheologie und Sozialpastoral“, aber es ist auch nicht verschwunden. Vielleicht hat sich nur der Aggregatzustand verändert: Es hat sich verflüssigt.

Es gibt weiter solidarisches Engagement, aber niemand glaubt damit sofort die ganze Welt verändern zu können. Es gibt weiter Beteiligung an solidarischen Netzwerken, aber situativ, selbstbestimmt und jederzeit beendbar. Es gibt weiter die politische Sehnsucht nach weltweiter Gerechtigkeit, aber man weiß, dass sie nicht so leicht herstellbar ist.

Neuere Beobachtungen zum solidarischen Engagement in der Kirche zeigen, dass jede Art integralistischer Voraussetzungen hinderlich ist:

„Heimliche Missionierungs- und Rekatholisierungsversuche scheitern. ... Besonders im kirchlichen Kontext muss deutlich werden, dass diakonisches Engagement wertvoll und per se ‚heilshaltig‘ ist, auch wenn die persönliche Lebensgestaltung des Einzelnen den Normen der Kirche nur teilweise entspricht.“ (Christiane Schrappe)

Das heißt heute noch einmal mehr als früher: „Die Sozialpastoral“, „die Caritas“ gibt es nicht mehr im Singular, sondern an vielen Orten mit ganz unterschiedlichem Profil. Und das ist der entscheidende Unterschied: Keiner dieser Orte diakonischer Pastoral versteht sich heute mehr ernsthaft als Teil einer kontinuierlichen Gegen-Geschichte zum Besseren in Kirche und Gesellschaft. Stattdessen geht es darum, das, was in einer Situation vom Anderen her notwendig erscheint, einfach und möglichst wirkungsvoll zu tun. Alles andere liegt in Gottes Hand.